

Die sprachlichen Beziehungen zwischen Franken und Thüringen in früherer Zeit

I.

Die sprachlichen Beziehungen benachbarter Mundartlandschaften zum Gegenstand dialektgeographischer Betrachtungen zu machen, war schon immer eine reizvolle Aufgabe. Dabei richtete sich der Blick naturgemäß eher auf die Gemeinsamkeiten als auf unterscheidende Merkmale. Das Fränkische, das man in der Fachsprache das Ostfränkische (nach der alten Regionalbezeichnung *francia orientalis* = östlicher Teil des Frankenreiches) nennt, grenzt bekanntlich im Norden auf der Höhe des Rennsteigs an das Thüringische. Der nördliche Würzburger Raum (Grabfeld), der Coburger Raum, das Teuschnitzer Gebiet und der Nailaer Raum liegen dem Henneberger Raum, dem Itzgründischen Gebiet und dem Südostthüringischen gegenüber, wobei es beim Henneberger Raum strittig, beim Coburger Raum so gut wie sicher ist, daß Zugehörigkeit zum Fränkischen (Ostfränkischen) anzunehmen ist, was auch im Osten für den Plauener Raum gilt. Dies klärt schon zweierlei: politische Grenzlinien der Neuzeit spielen beim Aufbau von Mundarträumen kaum eine Rolle, und "das Fränkische" und "das Thüringische" zueinander in Beziehung zu bringen, ist nicht so pauschal möglich, weil beide Großräume in sich stark gegliedert sind, wie unser Kartenbild fränkischer Mundartlandschaften (nach H. Steger) zeigt. Dabei muß beim Fränkischen von einer internen Zweiteilung ausgegangen werden, deren markanteste Grenze die Steigerwaldschränke mit ihren nördlichen und südlichen Fortsetzungen ist, so daß wir das Unterostfränkische (grob gesagt Weinfranken) und das Oberostfränkische (grob gesagt Bierfranken) voneinander unterscheiden können.

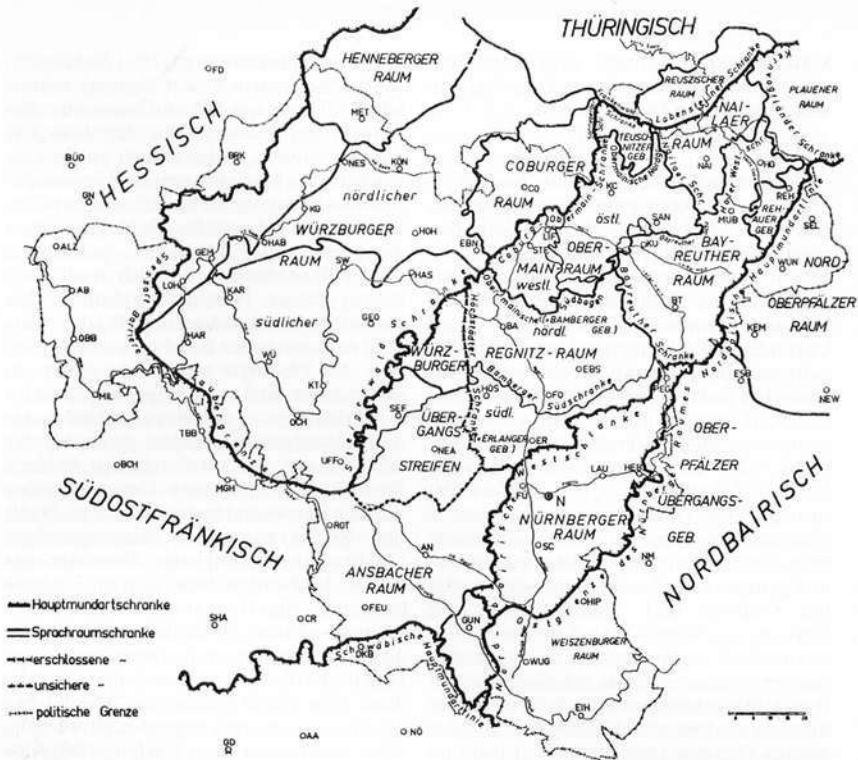
II.

Wenn wir nun fragen, wie sich die sprachlichen Beziehungen zwischen beiden Teilbereichen des Fränkischen und des Thürin-

gischen jeweils darstellen, so muß unsere Aufmerksamkeit zunächst der Welt der Namen gelten. Hier fällt für das Unterostfränkische auf, daß sich nördlich des Mains eine Anzahl von Ortsnamen auf *-leben* findet: Etleben, Güntersleben, Zeuzleben, Eßleben, und andere. Diese *-leben*-Namen kommen in Thüringen sehr häufig vor. Das Bild ihrer Gesamtverbreitung in der alten Germania zeigt ein Vorkommen bis nach Dänemark und Schweden hinauf, wo sie als *-lev*-Namen zur ältesten Namens- und Siedlungsschicht gehören. In Franken erscheinen sie bei Einsetzen der Urkundentraditionen relativ früh, so z. B. Eßleben 771 als *Ißenleiba*, Güntersleben 1164 als *Gunderesleiba*, und das Namengrundwort weist hierin die althochdeutsche Bezeichnung *leiba* 'Hinterlassenschaft' eindeutig nach. Von allen Namentheorien (z. B. *-heim*-Namen = fränkisch, *-ingen*-Namen = alemannisch) hat jene, die die *-leben*-Namen im mitteldeutsch-fränkischen Raum mit den Thüringern in Zusammenhang bringt, die größte Wahrscheinlichkeit, da es sich hierbei wirklich um eine sehr alte Namengebung handelt, die bei Franken, Baiern, Alemannen und Sachsen fehlte. Auch für die Ortsnamen auf *-ungen* (Typus *Fladungen*) hat man Ähnliches anzunehmen.

III.

Ganz ähnlich wie bei der Ortsnamenverteilung stellt sich das Bild auch im Bereich der Dialektgeographie dar. So wird beispielsweise auf den von H. Steger veröffentlichten Kartenbildern klar, daß es nicht wenige mitteldeutsch-unterfränkische Gemeinsamkeiten gibt: die Vertretung von germanisch *ē* (und *ä*) durch ein sehr hell klingendes mundartliches *a* (Wetter = *Waadr* oder *Waddr*, *Waade*), das Weglassen der Infinitivendung *-en* nach Hilfszeitwörtern (*Dar sull lieber vor seiner ächenä Tüar*



Die fränkischen Mundartlandschaften werden auf dieser Karte deutlich. Quelle: Hugo Steger, Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken

kehr = Der soll lieber vor seiner eigenen Tür kehren) oder *ha / haa* für *haben*.

Ein Teil dieser Erscheinungen umgreift auch den Coburger Raum, der im Bereich des Wortschatzes – ähnlich wie das Grabfeld – nicht selten mit dem Thüringisch-Mitteldeutschen geht, was Bezeichnungen wie *Runkel* für die Futterrübe *beta vulgaris*, *Sonnabend* statt *Samstag* u.ä. beweisen. *Junge* statt *Bube* reicht aus dem Norden auch in das angrenzende Oberostfränkische (um Naila) herein, und was lautliche Erscheinungen betrifft, so läßt sich auch in diesem Bereich ein deutlicher mitteldeutsch-fränkischer Zusammenhang nachweisen. Vor allem die bis auf die höchste

Stufe gehobenen ursprünglich mittelhohen Stammvokale sind hier anhand folgender Musterwörter ins Auge zu fassen: Ofen = *Uuufm*, *Uafm*; Schnee = *Schnii*; böse = *bü*s, *bi*és. Was hier anhand weniger Beispiele angedeutet wird, ist Ausdruck einer im inneren System der fränkischen Dialekte verankerten Grundlage, wie sie sich ähnlich auch in Teilen des Thüringischen findet. Etwas weniger deutlich als im Unterostfränkischen ist im nördlichen Oberfranken die Sprache der Ortsnamen, obwohl auch hier alte Namen auf *-stedt/-stadt* mit Personennamen im ersten Bestandteil sowie einige Namen auf *-rode* (statt des bei uns weitverbreiteten *-reuth*) zur Indizien-

kette beitragen können, ganz abgesehen von Grabungsfunden, die auf thüringische Siedler in früher Zeit hinweisen.

IV.

Doch welche Zeit kommt hierfür in Frage? Konsequenterweise müssen wir, um das zu klären, bis in die Jahrhunderte der germanischen Völkerwanderung zurückgehen. Eine Beurteilung dessen, was sich damals in den Mainlanden abgespielt hat, ist außerordentlich schwierig. Da es an Urkunden fehlt, ist man auf eine möglichst richtige/logische Kombination weniger historischer Fakten und Belege angewiesen. Einigkeit besteht darin, daß Gewässernamen wie *Main*, *Altmühl*, *Pegnitz*, *Zenn*, *Aisch* oder *Rezat/Regnitz/Pegnitz* oder *Saale* (z.T. keltischen, z.T. illyrischen Ursprungs) das Vorhandensein einer vor- / nichtgermanischen Bevölkerungsschicht zum Zeitabschnitt der Völkerwanderung und germanischen Landnahme belegen. Als die Kimbern und Teutonen nach der Schlacht von Noreia 113 v. Chr. durch Süddeutschland zogen, müssen die vorgermanischen Völker erstmals mit Germanen in Berührung gekommen sein, Teile keltischer Stämme schlossen sich ihnen an. Die damals in Thüringen und im Saale-/Elberaum sitzenden Germanen wurden durch den Kimbern- und Teutonen-Zug auf die heute süddeutschen Regionen aufmerksam und entdeckten hier die Chance, neues Land zu gewinnen. So kann man ziemlich sicher sein, daß ca. um 100 v. Chr. die elbgermanische Ausbreitung in den Süden begann.

Entsprechend den Angaben Caesars in seiner Schrift über den Gallischen Krieg kommen wohl fünf vermutlich elbgermanische Stämme hierfür in Betracht: die Triboker, Wangionen, Nemeter, Sweben und die Markomannen. Innerhalb des Markomannenbereichs, der sog. Markomannis, treffen wir ca. um Christi Geburt nördlich von Augsburg, also im Ries, Hermunduren (auch Donauhermunduren gen.), die den Römern seit der Landzuweisung ergeben waren. Später, nach Abzug der Markomannen, treffen wir solche Hermunduren auch nördlich, in Nordböhmen z. B., als nahe Verwandte der Markomannen, während

die Donauhermunduren als "*Juthungen*" (also unter einem neuen Namen) weiterleben, die uns um 270 im Donauraum begegnen. Die Juthungen werden dann Teil der Alemannen, während sich im Bereich der früheren Markomannis ein Hermundurenbund bildet, der weite Teile des östlichen Süddeutschland umfaßt. Als Nachkommen der Duren, also "*Thüringer*", bezeichnen sich Völkerschaften, die sich nach Auflösung dieses Hermundurenbundes bei Hinzutritt neuer Stämme (z. B. der Warunen) zu einem neuen Bund zusammenschließen. Als *Thüringer* werden sie zuerst um 400 benannt, und es ist möglich, daß sie im 5. Jahrhundert in den hunnischen Macht- und Kulturbereich gerieten, da sie bei der Schlacht auf den katalanischen Feldern für Atilla gekämpft haben. Gegen 480 plündern sie Passau und bedrohten Lorch, Naab und Regen werden in zeitgenössischen Quellen als thüringische Gewässer erwähnt. Im Norden dehnt sich ihr Einflußbereich bis zum Harz aus (Zentrale Achse: Weimar – Erfurt – Mühlhausen), während die Südgrenze nur aus den oben erwähnten Daten erschlossen werden kann. Ob man diese sehr große Fläche als "Reich" bezeichnen kann, muß angezweifelt werden. Eher ist an einen losen Flächenverband zu denken und an den Einschluß anderer Völkerschaften, da die Siedlungskammern damals noch weit auseinanderlagen. Dieses sog. Thüringerreich wird 531 von Franken und Sachsen niedergeworfen, und um 700 finden wir ein fränkisch-thüringisches Amtshertzogtum mit dem Sitz in Würzburg vor, das vermutlich mit dem Tode Hedenos erlischt. Vor diesem wechselvollen Hintergrund der Völkerwanderungsgeschichte können wir – sieht man einmal von den Einzelheiten ab – mit einiger Sicherheit erwarten, daß Elbgermanen (gleich, ob man sie nun Thüringer nennen will oder nicht) zur Grundbevölkerung im östlichen Teil des damaligen Frankenreiches gehört haben.

V.

Demgegenüber hatte die ältere Geschichtsforschung für die Zeit zwischen 531 und ca. 1000 eine ausgedehnte Landnahme

rheinischer Franken in Ostfranken angenommen. In den Thüringern sah man allenfalls eine fränkisch überherrschte dünne Grundbevölkerung. Die Tatsache, daß zweifelsfrei rheinische Adelsgeschlechter hier tätig wurden, wurde gleichgesetzt mit der Annahme, daß auch die Masse der Siedler aus den Rheinlanden gekommen sei. Der sprachliche Befund nun besagt über die siedlungstragende Grundbevölkerung nördlich des Mains und im Osten auch noch etwas südlich davon, etwas ganz anderes.

Die Organisatoren und "Herrscher" waren zweifelsfrei *Franken*, ein Großteil der Siedler kam jedoch aus der Nachbarschaft, denn die sprachlichen Grundlagen in den unterfränkischen Nordmainlanden (Grabfeld) und im Coburger Raum sind aus der Mischung würzburgischer und thüringischer Mundart entstanden. Dabei hat das Würzburgische bereits eine ältere, vielleicht altthüringische, besser aber in das 7./8. Jhd. passende thüringische Beimischung (hier ist wahrscheinlich auch an das bekannte *id* für "ist" zu denken). Alle möglichen Datierungen weisen in diesen Mundartgebieten ins 9.-11. Jahrhundert. Daß die thüringischen Elemente in dieser Zeit durch die Teilnahme von Thüringern am Landesausbau eingebracht worden sind, wäre den historischen Verhältnissen am ehesten angemessen. Eine Siedlung solch großen Stils setzt umfangreiche Zuzüge voraus. Würzburgische und thüringische Siedler, d. h. Siedler aus den nächstliegenden Regionen mit Offenland und entsprechend früherem Ausbau (verbunden mit Menschenüberschuß), haben die grundlegenden sprachlichen Elemente in diese Räume mitgebracht, u. a. auch die als thüringisch anerkannten Landschaftsnamen wie *Tullifeld*, *Gozfeld*, *Volkfeld* und *Grabfeld*. Dabei sind zwei Bahnen thüringischer Besiedlung zu erkennen: eine westliche, die stärker nach Henneberg-Schleusingen, Henneberg-Römhild und das westliche Grabfeld wirkte, und eine östliche über Eisfeld – Hildburghausen – Heldburg mit Fortsetzung in das Oberostfränkische hinein, wie Hugo Steger gezeigt hat.

VI.

Waren also die "alten Franken" eigentlich Thüringer? Ja, wenn wir damit meinen, daß Thüringer (Elbgermanen) zu einem relativ hohen Prozentsatz vor allem in den nördlichen Mainlanden zur siedlungstragenden Bevölkerung gehört haben, nein, wenn wir an die führenden Kräfte denken, die letztendlich für die politisch-kulturelle Gestaltung der fränkischen Regionen und Territorien verantwortlich waren. Vom starren Gegenüber, wie es uns Heutigen ins Unterbewußtsein eingegraben worden ist, kann jedenfalls in früheren Jahrhunderten keine Rede sein. Bei der schweren Aufgabe, der damals noch unversehrten Natur die Grundlagen für menschliches Leben abzuringen, verhielt man sich ungewöhnlich konstruktiv und vorurteilsfrei, eine Feststellung übrigens, die auch für das Zusammenwirken von Franken und Slaven bei der Aufsiedlung zu treffen ist. Auch hierfür sprechen zahlreiche sprachliche Indizien.

VII.

Wenn von der Entstehung unserer Hoch- oder Schriftsprache die Rede ist, fällt in der Regel zuerst der Name Martin Luthers, und es drängt sich der Eindruck auf, als habe er, er allein, die Grundlagen für unsere Hochsprache, das Neuhochdeutsche, gelegt. Dies ist nur insofern richtig, als er die bedeutendste Einzelpersönlichkeit gewesen ist, die aktiv an dieser Gesamtentwicklung beteiligt war, allerdings mit einem, geschichtlich bedingt, gewichtigen und durchschlagenden Beitrag. Insgesamt gesehen vergingen nämlich vom langsamen Verfall des Mittelhochdeutschen bis zur endgültigen Strukturierung der neuhochdeutschen Schriftsprache im 17. Jahrhundert an die 400 Jahre. Erste Auflösungserscheinungen der mittelhochdeutschen Literatursprache zeigen sich schon im frühen 13. Jhd., vor allem auf dem Feld der geistlichen Literatur. Um 1220, also noch während der Blütezeit mittelhochdeutscher Literatur, schreibt Bernhard von Erfurt seine Legendendichtung "Heinrich und Kunigunde" in thüringischem Dialekt. Seine Rechtfertigung hierfür klingt plausibel: er sei als Thüringer

geboren und wisse nicht, wozu es gut sei, eine andere Sprache zu verwenden als seine eigene. Denn jemand, der sich einer Sprache bediene, die er nicht beherrsche, handle wie ein Affe. Auch eine "Kindheit Jesu", um 1200 in Österreich entstanden, zeigt starke – hier bairische – Dialektmerkmale. Andererseits wird noch 1567 in Freiburg ein Buch in streng mittelhochdeutschem Lautstand gedruckt, um es im alemannischen Raum besser verkaufen zu können. Aus der Zeit vor der Erfindung des Buchdrucks haben wir Texte, die zum größten Teil aus den Kanzleien der spätmittelalterlichen Verwaltungs- und Wirtschaftszentren stammen. Sie sind in den sog. *Kanzleischreibsprachen* abgefaßt, die regional sehr verschieden sind, aber auch in sich sehr unterschiedlich, da dort oft Schreiber aus verschiedenen Dialektlandschaften gleichzeitig gearbeitet haben. So finden wir z. B. in den Erfurter Kanzleien jener Zeit neben solchen aus Thüringen auch Schreiber aus Köln, Hersfeld, Halle und Eger, aus Würzburg, Coburg, Bamberg, Nürnberg, Schweinfurt, Wertheim und Schwäbisch Hall. L. E. Schmidt stellt daher wohl mit Recht fest, daß der süddeutsch/oberdeutsche (speziell ostfränkische) Einfluß auf die Erfurter Schreibtraditionen im 15. Jhd. ungewöhnlich stark ist. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist hier auch das Wirken von Graf Berthold VII von Henneberg (1284 – 1340). Als er 1333 von Kaiser Ludwig d. Bayern in die Mark Brandenburg geschickt wurde, brachte er eine fast völlig neu organisierte Kanzlei dorthin mit. Sie wurde von dem Henneberger Eberwein von Rodach als Pronotar geleitet und war mit mittel- und oberdeutschen Schreibern besetzt. Nach ihrer Schreibsprache zu schließen, stammten sie alle aus dem Umkreis seines Herrschaftsgebietes, das bis nach Schweinfurt/Mainburg reichte. Thüringische Eigenheiten wiesen nach Erfurt, zu dessen städtischen Geschlechtern Berthold enge Beziehungen unterhielt. Unter den Schreibern läßt sich ein Dietrich von Maßbach namhaft machen, und die Charakteristik der aus der Hennebergischen Kanzlei stammenden Texte weist deutlich in den hennebergisch-thüringisch-hessischen

Landstrich. Insgesamt gesehen ist die frühneuhochdeutsche Zeit gekennzeichnet durch die Herausbildung einer überregionalen Schreibsprache, die Elemente aller deutschen Sprachlandschaften enthält. Die Tendenz, auf dieser Basis eine einheitliche Sprachnorm zu entwickeln, muß vor dem Hintergrund sozialer und wirtschaftlicher Vorgänge gesehen werden. Nach einer schweren Depression mit Tiefpunkt im 14. Jhd. ging es allmählich wirtschaftlich wieder aufwärts. In Ober- und Mitteldeutschland entwickelte sich eine starke Textilindustrie (Stichwort: Fugger!), das Hüttenwesen florierte, es begann ein überaus reger innereuropäischer Handel unter Führung der deutschen Städte (Nürnberg) – alles Entwicklungen, die eine erhöhte soziale und geographische Mobilität zur Folge hatten und nach einer weithin verständlichen Sprache verlangten. Über die Ausbildung dieser Sprache, also des Neuhochdeutschen, gab es verschiedene Theorien. Vor allem von seiten der Mundartforschung wurde in den 30er Jahren (Frings) der sog. ostmitteldeutschen Verkehrssprache (einer gesprochenen Sprache, räumlicher Schwerpunkt Mark Meißen) eine initiiierende Rolle zugesprochen. Argumente dafür: im mitteldeutschen Osten hatten sich Siedlerströme aus dem Ober-/Mittel- und Niederdeutschen getroffen, deren Dialekte sich zu einer gesprochenen Sprache vermischt haben sollen. Demgegenüber geht man heute nicht mehr von einzelnen Landschaften oder Städten in diesem Raum aus, sondern bezieht (vor allem) viel stärker den gesamten süddeutsch/oberdeutschen Raum incl. (Ost)franken und Bayern mit ein, nicht zuletzt auch deswegen, weil z. B. die Stadt Nürnberg starken personellen und damit auch sprachlichen Einfluß auf Leipzig genommen hat, das ihm als Zwischenhandelspunkt nach Nordosten hin diente. Im östlichen Süddeutschland war bereits im Spätmittelalter eine Sprachform entstanden, die man (zuerst 1384) als das sog. *gemeine Deutsch* bezeichnete. Darin bedeutete das Wort *gemein* zweierlei: einerseits eine stilistisch schmucklose, einfache Sprachform, andererseits eine Ausgleichssprache, die sich vor

allem durch den Einfluß der kaiserlichen Kanzlei herausgebildet hatte. Die einigende Kraft des Habsburgerstaates sorgte bereits im 15. Jhd. für eine relativ geschlossene Schreibsprache von Wien bis Augsburg, von Innsbruck bis Nürnberg und entfaltete große Strahlkraft in den mitteldeutschen Osten hinein, und selbst Martin Luther glaubte, wie die kaiserliche Kanzlei zu schreiben, deren Sprachform er der kurfürstlich-sächsischen für gleich hält, wenn er sagt: *"Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache . . ."*. So leistet im 14.-16. Jhd. auch das (Ost)fränkische seinen Beitrag (ebenso wie das Bairische) zur Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache, auch wenn Franken nicht als eigenständige Schreiblandschaft, wenigstens bisher nicht, heraustritt. Franken spielt hier, ähnlich wie Thüringen, eher eine vermittelnde Rolle, bevor dann im 17. und 18. Jahrhundert in den Epochen von Barock, Aufklärung und

Klassik das Deutsche zu einer endgültigen Ausformung auf hohem literarischem Niveau kommt.

Literatur:

- Schwarz, Ernst:
Sprache und Siedlung in Nordostbayern.
Nürnberg 1960
- Steger, Hugo:
Sprachraumbildung und Landesgeschichte
im östlichen Franken. Neustadt a. d. Aisch
1968
- Schmitt, Ludwig, Erich:
Entstehung und Struktur der "neuhochdeutschen
Schriftsprache I. Band. Köln, Graz
1966
- König, Werner:
dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München
1978
- Wagner, Eberhard:
Das fränkische Dialektbuch. München 1987
- Dr. Eberhard Wagner,
Ostfränkisches Wörterbuch der Bayerischen
Akademie der Wissenschaften, Henkestr. 8/E,
8520 Erlangen

Lucas Cranach d. Ä. – Maler zwischen Thüringen und Franken

I. LEHRJAHRE

Cranach und die Dürerzeit

An der Wende von Mittelalter zur Neuzeit begegnen wir um 1500 einer ganzen Generation von Großmeistern der Malerei: Michael Pacher in Südtirol, Matthias Grünewald zwischen Mainfranken und Oberrhein, Hans Holbein, Vater und Sohn in Augsburg, Albrecht Dürer in Nürnberg und Lucas Cranach zwischen Coburg, Wien und Wittenberg. Christoph Scheurl, der aus Nürnberg dem "Florenz des Nordens" an die neu gegründete Universität Wittenberg berufene Humanist, hebt 1509 zwei Künstler aus dieser Galerie der Malerei hervor:

"... wahrlich, wenn ich den einzigen Albrecht Dürer, meinen Landsmann, dieses unzweifelhafte Genie, diesen deutschen Apelles, ausnehme, so gewährt nach meinem Urteil, nur dir (Lucas Cranach) unser Jahrhundert den ersten Platz in der Malerei. Die übrigen Deutschen treten zurück, die Italiener, sonst so ruhmsüchtig, bieten dir die Hand, die Franzosen begrüßen dich als ihren Meister..."

Dürer (1471–1528) und Cranach (1472–1553) sind fast gleichzeitig geboren. Dennoch herrscht eine merkwürdige Ungleichgewichtigkeit über ihrem biographischen Schicksal. Während wir Dürers Lebensgang seit seinem ersten Selbstbildnis mit 13 Jahren, einer Silberstiftzeichnung von 1484, fast lückenlos verfolgen können, den gleichnamigen Vater als weitberühmten und besonders an dem kaiserlichen Hof geschätzten Goldschmied kennenlernen, bleibt Cranachs Werdegang bis ans Ende seiner Gesellenjahre weitgehend im Dunkel. Er teilt dieses Schicksal mit Grünewald und Altdorfer, so daß wir bei dem Genannten das erste Lebensdrittel nur aus fragmentarischen Rudimenten oder hypothetischen Stilvermutungen erahnen können. Der unterschiedliche Stellenwert im Bewußtsein der Öffentlichkeit wurde allein schon im divergenten Ausmaß der Jubiläumsfeierlichkeiten und Ausstellungen in den Jahren 1971 und 1972 erkennbar.

Kronach – das Ambiente des jungen Cranach

Seine Jugendzeit in Kronach muß der Künstler selbst für bedeutsam angesehen haben. Hätte er sonst als einziger unter den generationsgleichen Meistern diesen Geburtsort zum Eigennamen erhoben? Zunächst läßt sich sein soziales Umfeld ziemlich exakt umschreiben. Dies gilt allerdings weniger vom Haus "Zum Scharfen Eck"



Albrecht Dürer: Porträt Lucas Cranach d. Ä.
1524 Silberstiftzeichnung, Bayonne